



Richard Murphy

## Nachruf auf Victor Meyer.

Von **G. Lunge.**

Mit dem Bilde Victor Meyer's aus seiner Zürcher Zeit.

---

Am 8. August dieses Jahres hat die Zürcher Naturforschende Gesellschaft eines ihrer hervorragendsten Ehrenmitglieder verloren, welches während seines zwölfjährigen Wohnsitzes in Zürich zu ihren eifrigsten Aktivmitgliedern gehört hatte.

Victor Meyer wurde am 8. September 1848 in Berlin geboren, als zweiter Sohn des Kattunfabrikanten Jacques Meyer, der sich durch seine Bestrebungen zur Hebung des Volkswohles seinerzeit in dortigen Kreisen rühmlichst bekannt gemacht hat. Schon in seinen Knabenjahren erregte er, von der Natur auch äusserlich mit grossen Vorzügen ausgestattet, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und durch seine Frühreife grosse Hoffnungen, die nicht, wie sonst öfters bei „Wunderkindern“, zu späteren Enttäuschungen führen sollten. Er besuchte das Friedrich-Werder'sche Gymnasium in Berlin und bestand schon mit 16 Jahren, Ostern 1865, das Abiturientenexamen. Auf dem Gymnasium beschäftigte er sich, dank des anregenden Unterrichtes Bertram's (des späteren Stadtschulrates in Berlin), mehr als sonst gewöhnlich mit Mathematik und Physik. Chemie wurde dort nicht gelehrt, und er zeigte auch damals keine Neigung dieses Fach zu studieren, obwohl es der begreifliche Wunsch seines Vaters war, dass seine beiden Söhne ein Studium ergreifen möchten, welches sie zur Uebernahme seiner Kattundruckerei (die übrigens, wie alle andern in Berlin, nicht lange darauf einging), besonders befähigen würde. Der ältere Bruder, Richard, hatte in der That schon begonnen, in Heidelberg Chemie zu studieren, und ein bei ihm nach dem Abiturientenexamen gemachter Besuch reifte in Victor den Entschluss, dasselbe Fach zu ergreifen.

Es scheint, dass Victor von vornherein die Absicht hatte, sich der Chemie als Wissenschaft zu widmen, was durch die glückliche ökonomische Lage seines Vaters erleichtert wurde; aber wäre auch bei seiner Berufswahl ein technisches Ziel im Hintergrunde gewesen, so hätte er dieses gewiss doch bald aufgegeben. Wer ihn, mit seinem tiefgründigen, wissenschaftlichen Geiste und zugleich mit seiner, unter liebenswürdigen Formen verborgenen Energie und hartnäckigen Konsequenz in Verfolgung der ihm vorschwebenden Ziele gekannt hat, der wird kaum glauben, dass es gelungen wäre, ihn auf die Dauer bei einer technischen Beschäftigung festzuhalten. So lebhaft er sich auch in späteren Jahren und bis an sein Ende für technologische Fragen interessierte, so fern lag es ihm doch immer, sich in diesem Gebiete persönlich zu bethätigen, wie dies ja viele der grössten Chemiker früherer Zeiten gethan haben. Auch in unserer Epoche finden wir viele bedeutende Namen in den Listen des Patentamtes; aber diejenige von Victor Meyer fehlt darin. Er suchte seine Arbeitsfelder regelmässig in solchen Gebieten, die mit der Technik in keiner unmittelbaren Berührung stehen. Dies ist um so merkwürdiger, als aus seiner Schule und auf Grund der unter seiner Leitung erworbenen Kenntnisse und Arbeitsmethoden eine ganze Reihe der hervorragendsten ausübenden Techniker, namentlich im Gebiete der Farbenindustrie, hervorgegangen sind. Für ihn selbst aber scheint nur die Beschäftigung mit rein wissenschaftlichen Fragen, ohne jeden Hintergedanken einer ökonomischen Ausbeutung, Anziehung gehabt zu haben. Kaum dass er später in vereinzelt Fällen auf das Verlangen von Behörden Gutachten über praktische Fälle abgegeben hat.

Das Universitätsstudium begann V. Meyer in Berlin, verliess diese Stadt jedoch schon nach einem Semester, um nach Heidelberg zu gehen, wo damals neben Bunsen noch Kirchhoff und Helmholtz wirkten. Er trat in Bunsen's Laboratorium ein, und promovierte, noch nicht ganz 19 Jahre alt, ohne übrigens eine Dissertation zu schreiben, wie dies dort damals und noch viel länger auch sonst üblich war. Bunsen nahm ihn nun sofort als Assistent in sein Privatlaboratorium auf und beschäftigte ihn mit Mineralwasseranalysen. Meyer hat also unter der kompetentesten Leitung und in ungewöhnlich hohem Grade jene gründliche

analytische Ausbildung genossen, welche leider heutzutage so vielen der „Organiker“ abgeht, zu deren allergrössten er später gehören sollte. Es ist nicht zu bezweifeln, dass dies für ihn in hohem Grade fruchtbringend gewesen ist. Es hat ihm, neben der Gewohnheit des durchaus exakten Arbeitens, den weiten, das Gesamtgebiet der Chemie umfassenden Blick gegeben, mit dem er noch während seiner Züricher Zeit seine schönen pyrochemischen Arbeiten begann, und der ihn später, in den letzten Jahren seiner Heidelberger Zeit, wieder auf Probleme anorganischer Natur zurückführte.

Nach einjährigem Verbleiben in seiner Assistentenstellung ging er im Herbst 1868 nach Berlin, wo Adolph Baeyer noch in den bescheidenen Räumen der Gewerbeakademie für wenige, aber auserlesene Schüler wirkte, von denen ich hier nur Gräbe, Liebermann, Ador, Nencki nennen will. Hier wurde nun Meyer in sein eigentliches Arbeitsfeld, die organische Chemie, durch praktische Laboratoriumsarbeit eingeführt. Als „Vorgerückter“ besuchte er wohl nur wenig Vorlesungen mehr, und so kommt es, dass er, einer der grössten Organiker aller Zeiten, wie er dem Schreiber dieses mitgeteilt hat, nie ein Kolleg über organische Chemie gehört hat. Wer freilich daraus den Schluss ziehen wollte, dass der Besuch eines solchen Kollegs oder der Kollegien überhaupt wegfallen und durch Privatlektüre ersetzt werden könne, dem dürfte man zurufen: Quod licet etc.

Baeyer ist der eigentliche Inspirator V. Meyer's gewesen, dem dieser allezeit die innigste Verehrung gewidmet hat und der sein bester Freund geworden ist. Der junge Chemiker zeichnete sich im dortigen Laboratorium sofort durch seine Intelligenz, durch seine geistreichen Ideen und namentlich auch durch seine staunenswerte Belesenheit aus, worin ihn sein geradezu phänomenales Gedächtnis unterstützte. Als er das Laboratorium verliess, hat Baeyer ausgerufen: „Jetzt werden wir ja wieder die Litteratur nachschlagen müssen.“ Dies trat ein, als er auf Baeyer's Vorschlag schon 1871 als erster Assistent Fehling's an das Polytechnikum in Stuttgart berufen wurde, unter Verleihung des Professortitels, und mit dem Lehrauftrage für organische und theoretische Chemie. Aber lang war seines Wirkens dort nicht. Schon im nächsten Jahre, 1872, im Alter von noch nicht ganz

24 Jahren, wurde er durch Kappeler's Scharfblick aufgefunden, und als Nachfolger des schon damals hochgefeierten Wislicenus an die ordentliche Professur für reine Chemie am Züricher Polytechnikum berufen. Hier hatte er nun eine ihn voll befriedigende Stellung gefunden; hier hat er die zwölf besten Jahre seines Lebens gewirkt, und hier hat er seine schönsten und bahnbrechendsten Arbeiten geschaffen. Hier hat er auch die Mehrzahl der Chemiker ausgebildet, die sich als seine persönlichen Schüler betrachten dürfen.

Der Tag seiner Berufung war zugleich der seiner Verlobung mit der bald darauf heimgeführten Gattin, die ihm fünf Töchter geschenkt hat, deren älteste, innigst geliebte, er im zarten Alter von 7 Jahren verlieren musste. Seine hiesigen Freunde wissen, dass die mit furchtbaren Leiden verbundene Todeskrankheit dieses Kindes zu seiner späteren Nervosität mächtig beigetragen hat.

Der Schreiber dieser Zeilen, damals noch im Auslande ansässig, hat bald nach Meyer's Uebersiedelung nach Zürich ihn bei der Naturforscherversammlung in Wiesbaden, im Jahre 1873, gesehen, ohne zu ahnen, wie nahe er ihm später stehen würde, und ohne damals in persönliche Berührung mit ihm zu treten. Aber doch ist mir noch heut der Eindruck in lebhafter Erinnerung, den mir damals der jugendlich schöne Mann machte, namentlich seine prachtvollen blauen Augen, die während der wissenschaftlichen Sektionssitzungen über seine Jahre hinaus ernst blickten, während sie doch bei den geselligen Anlässen im Feuer vollster Lebenslust sprühten. Und dieser Eindruck hat sich mächtig verstärkt, als es mir wenige Jahre darauf vergönnt war, ihm als Kollege an die Seite zu treten und neun Jahre lang in enger Fühlung mit ihm zu amten. Es sei mir gestattet auszusprechen, dass bei diesem Nebeneinanderwirken, wo doch Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich sind, und worin doch oft der Keim zu Zerwürfnissen liegt, im Laufe aller jener Jahre auch nicht ein Misston vorgekommen ist; vielmehr ist daraus, trotz erheblicher Abweichung in so manchen Anschauungen, Gewohnheiten und Neigungen, eine treue und bis ans Ende dauernde Freundschaft entsprossen. Das gestatte ich mir nur darum zu sagen, weil es einer von den vielen Belegen von der Liebenswürdigkeit von Meyer's Charakter ist, die sich ja in den verschiedensten

Umständen und gegenüber den verschiedensten Persönlichkeiten kundgab, und die ja selbst eine Natur von so harter, stacheliger Schale, wie die Gottfried Keller's, in ihren Bann zu ziehen wusste.

Die Mehrzahl der Mitglieder unserer Gesellschaft hat Victor Meyer noch persönlich gekannt, und kann es aus eigener Erfahrung bestätigen, welchen Zauber er ganz ebenso auf gereifte Männer jeden Standes, wie auf die studierende Jugend ausübte. Dieser Mann besass in der That eine Vereinigung von Vorzügen, wie sie nur selten einem Sterblichen gegönnt ist. Sein Aeusseres, sein Auge, seine Stimme, nahmen von vornherein für ihn ein. Neben dem durchdringenden Forschergeiste, mit dem er immer wieder neue Gebiete seiner Wissenschaft aufschloss, besass er die Gabe des Lehrers, der dem frisch eintretenden Schüler die Grundlagen des Faches ebenso deutlich wie fesselnd erklärte, und der gleichzeitig dem Vorgerückteren stetsfort als anregender und alle auftauchenden Schwierigkeiten ebrender Helfer zur Seite stand. Sein Vortrag war geradezu vollendet in der Form, ergänzt durch vorzügliche Experimentierkunst; nie verirrte er sich, wie mancher andere glänzende Redner, entweder in schauspielerische Anklänge oder aber in das Salbungsvolle. Ganz dasselbe galt von seinen Ansprachen bei geselligen und feierlichen Gelegenheiten. Er sprach bei solchen Anlässen gern, und wenn er hätte schweigen wollen, so hätte man das gar nicht zugelassen, denn man wollte ihn hören. Wenn er sich erhob, begrüßte ihn schon, namentlich in jüngeren Kreisen, warmer Empfang, denn jeder wusste, dass ihm ein intellektueller und ästhetischer Genuss bevorstehe; und nie schloss sein beredter Mund, ohne durch begeisterten Beifall belohnt zu werden. Seine Redeweise, wie seine ganze Persönlichkeit, hatte eben das, was man „sympathisch“ nennt, in seltenem Grade. Wer sich ihm auch näherte, dem begegnete er mit herzegewinnender Freundlichkeit, und machte ihn sofort zum Freunde.

Dem entsprach die geradezu enthusiastische Verehrung, die er nicht nur bei seinen eigenen Schülern, sondern auch bei denjenigen Studierenden genoss, die gar nicht in persönliche Berührung mit ihm treten konnten, die ihn vielleicht nur einmal im Jahre bei einem Kommers reden hörten. In der studentischen Geschichte

Zürichs ist kaum eine grossartigere Kundgebung verzeichnet, als der für Victor Meyer bei der Ablehnung seiner Berufung nach Aachen veranstaltete Fackelzug.

Allbekannt ist es in Zürich, dass Meyer nicht weniger als ein sich auf sein Fach beschränkender Gelehrter war. Seine Vielseitigkeit war geradezu staunenswert. In allgemeiner Bildung konnte er es kühnlich mit jedem aufnehmen; speciell in den Naturwissenschaften ausserhalb der Chemie war er wohl bewandert. Ohne selbst hervorragendes Talent für die Ausübung irgend einer besonderen Kunst zu besitzen, zeigte er doch mehr als blosses Interesse an allen Künsten, in erster Linie an der Musik, die einen ganz erheblichen Raum in seinem Geistesleben und in seiner Umgangssphäre einnahm. Die Musiker Zürichs haben seinen Weggang fast ebenso wie die Gelehrten bedauert.

Dass ihn die Litteratur mächtig anzog, ist bei einem solchen Manne selbstverständlich. Sein Verhältnis zu Gottfried Keller habe ich schon gestreift. Einer seiner innigsten Freunde war der Biograph Keller's, der uns am gleichen Tage wie Meyer ent-rissene Bächtold. Meyer selbst hat sich auch in der litterarischen Richtung durch seine Sammlung von Essays: „Aus Natur und Wissenschaft“ und durch seine „Märztage im kanarischen Archipel“ mit Erfolg versucht. Das erste Werkchen ist Rud. v. Jhering, das zweite Bächtold geweiht.

Bei allen diesen, über die Schaffensgrenze gewöhnlicher Menschenkinder weit hinausgehenden Beschäftigungen fand Meyer immer noch Zeit, sich in sehr weitem Umfange geselligen Beziehungen zu widmen. Dabei brachte er, der patriotische, politisch keineswegs sehr weit links stehende Deutsche, es zu stande, hier in Zürich ganz ebenso in specifisch schweizerischen Kreisen, wie in denen seiner Landsleute zu verkehren, in beiden auch mit Männern von radikaler Tendenz, ohne sich je etwas zu vergeben, oder aber auf der anderen Seite Anstoss zu erregen. Sein hoch entwickeltes Taktgefühl leitete ihn sicher durch die Klippen hindurch, mit denen ein solcher Weg besät ist. Dieser Takt, oder vielmehr ein innerlich edler Zug seines Wesens war es, der ihn stets vermeiden liess, auch geistig ihm weit Nachstehenden seine Ueberlegenheit in fühlbarer Weise kund zu geben. Meyer war durchaus nicht, was man einen „bescheidenen“ Menschen nennen könnte; er war

sich seiner Vorzüge und seiner Leistungen voll bewusst, und brachte beides da, wo es am Orte war, durchaus zur Geltung. Aber die Art, wie er dies that, war nie eine verletzende oder auch nur auffällige. Selbst dem grünsten Studierenden begegnete er nie anders als einem jüngeren Freunde, nicht mit der zermalmenden Hoheit des Olympiers, die manch anderer bedeutender Mann nicht unterlassen kann, mitunter selbst Aelteren gegenüber zur Schau zu tragen. Er war sogar stets bereit, die meist doch recht cruden Ansichten und Vorschläge der „Jungen“ anzuhören; er ermunterte sie in ihren Bestrebungen, und wenn es dabei einem von ihnen gelang, ein wirkliches Goldkorn aufzufinden, so zog er das mit voller Anerkennung ans Licht. Das glänzendste Beispiel für diesen Zug seines Charakters und Thuns ist die Art, wie er einen Mann von der Bedeutung Sandmeyer's in der bescheidensten Hülle entdeckte, und ihm die Gelegenheit verschaffte, sich seine Stellung in der Wissenschaft zu erobern.

Meyer war sicherlich ein über das Mittelmass auch des Gelehrten hervorragender Mann. Aber ein „Uebermensch“ war er eben doch nicht; nicht ungestraft konnte er die Intensität der eigentlichen Fachleistungen, die ihn mit in die erste Reihe der lebenden Chemiker stellte, mit der oben geschilderten Verfolgung so vieler anderen Beschäftigungen vereinigen. An ihm rächte sich bald, was der Engländer bezeichnend nennt: die Kerze an beiden Enden anzünden. Schon in jungen Jahren befiel ihn Schlaflosigkeit und öftere nervöse Beschwerden; die dagegen angewendeten Mittel verursachten immer nur zeitweilige Besserung und führten dann eine um so grössere Abspannung herbei. Besonders wirkten schädigend seine grossen physischen Anstrengungen, wie die nachher zu erwähnenden pyrochemischen Arbeiten, auf ihn ein; und wenn er sich hin und wieder plötzlich losriss, um mitten im Semester oder gleich nachher eine Hochgipfelbesteigung ersten Ranges zu unternehmen, die selbst geübte Bergsteiger sonst nur nach genügender Trainierung ausführen, so wird ihm das die gewünschte Erholung kaum gebracht haben.

Nachdem er schon früher wegen der aus alledem entspringenden Leiden seine amtliche Thätigkeit auf kürzere Zeit hatte unterbrechen müssen, war er wegen einer sich im Sommer 1884 einstellenden schweren neuralgischen Rückenaffektion genötigt, einen



längeren Urlaub nachzusuchen. Gerade damals erging an ihn, nach Hübner's plötzlichem Tode, die Berufung nach Göttingen. Wie ein Donnerschlag traf es uns, als dieser, allerdings fast selbstverständliche Ruf anlangte. Wir konnten uns die Chemieschule des Züricher Polytechnikums ohne Victor Meyer gar nicht denken. Aber auch ihm ist es schwer geworden von Zürich zu scheiden, das ihm auch später immer ans Herz gewachsen blieb. Trotz der in die Augen springenden ökonomischen und anderweiten Vorteile, welche einem Chemiker an einer grösseren Universität gegenüber einem Polytechnikum winken, hat er längere Zeit geschwankt, ehe er sich entschloss nach Göttingen zu gehen, und es hat sehr entschiedenen Zuratens von seiten seiner auswärtigen Freunde dazu bedurft. Dann ging er zunächst in seinen Winterurlaub an der Riviera, wo es ihm anfangs so schlecht erging, dass er sich selbst den schlimmsten Befürchtungen hingab. Im April 1885 begab er sich direkt von Italien nach Göttingen, ohne Zürich zu berühren, weil er sich die physischen und psychischen Anstrengungen eines Abschiednehmens nicht zumuten konnte.

In Göttingen erholte er sich merkwürdig schnell und gab sich mit Eifer der Aufgabe hin, dort die wissenschaftliche Thätigkeit auf chemischem Gebiete neu zu beleben, ohne dabei Geselligkeit, Musik u. dgl. zu vernachlässigen. Sofort übernahm er auch die Aufgabe, ein neues chemisches Institut zu erbauen. In Zürich hatte er, wie selbstverständlich, den intensivsten Anteil an den in gleicher Richtung gehenden Bestrebungen genommen. Mit in erster Linie ist es ihm zuzuschreiben, dass die mannigfachen sich entgegenstellenden Widerstände überwunden wurden, und Kappeler den Bau eines Institutes ersten Ranges durchsetzen konnte. Auch hat Meyer an den Vorbereitungen dieses Unternehmens durch Studienreisen und Beratungen aller Art noch den vollen, ihm gebührenden Anteil genommen. Aber als die Pläne ausreifen sollten und auch die innere Einrichtung ausgearbeitet werden musste, da hatte ihn seine Krankheit schon niedergeworfen und liess seine thätige Mitwirkung von dieser Seite nicht mehr zu. Um so eifriger widmete er sich in Göttingen, nachdem er seine Gesundheit wieder gewonnen hatte, einer ähulichen Aufgabe, wenn auch im Umfange gegen die Verhältnisse des Züricher Institutes zurücktretend. Der dortige Bau ist seine eigene Schöpfung, die er freilich

nur kurze Zeit geniessen sollte, denn schon 1889 traf ihn ein neuer Ruf.

Der Nestor der Chemie, Robert Bunsen, zu dessen Füssen so viele von uns Aelteren mit eben der Liebe und Bewunderung gesessen haben, welche V. Meyer seinen Schülern einflösste, dessen Grösse aber die Mehrzahl der heutigen Chemiker nur aus ferner Perspektive kennt, musste sich entschliessen, den durch ihn weltberühmt gewordenen Lehrstuhl in Heidelberg einer jüngeren Kraft zu überlassen. Auf seinen Vorschlag wurde Victor Meyer, als der begabteste seiner Schüler, der sich inzwischen aus eigenen Kräften einen Weltruf begründet hatte, berufen. Sicher hat der damals 78jährige Bunsen, als er seinem 40jährigen Nachfolger das Institut übergab, keine Ahnung davon gehabt, dass er der Ueberlebende sein würde.

Auch dieses Mal entschloss sich Meyer nicht gleich, seine ihm lieb gewordene Stellung in Göttingen zu verlassen, um so mehr, als er in dem von ihm selbst geschaffenen schönen, neuen Institut noch gar nicht „warm geworden“ war. Er lehnte sogar anfangs ab und erst als nach einem halben Jahre zum zweiten Mal der Ruf an ihn erging, entschloss er sich zur Annahme jener Stellung, die den kühnsten Traum seines Lebens verwirklichte.

In Heidelberg schien in der That Meyer alles errungen zu haben, wonach er sich sehnen konnte. In den Angelegenheiten nicht nur seines eigenen Faches (wie selbstverständlich), sondern in vielen anderen nahm er vermöge seiner Fähigkeiten und seiner Energie bald eine fast dominierende Stellung ein. Er setzte Reformen durch, auf die man Jahrzehnte vergeblich gewartet hatte. Und zum dritten Male übernahm er die Aufgabe, ein neues Laboratorium zu erbauen; dieses Mal wieder nach ganz neuen Gesichtspunkten. Schon 1890 begonnen, wurde das Laboratorium 1892 vollendet und zeigte sich trotz seiner 120 Arbeitsplätze sofort als zu klein angelegt, denn Meyer's Name lockte eine solche Zahl von Praktikanten heran, dass eine grosse Anzahl der Anmeldungen immer wegen Raumangel abgewiesen werden musste. Heidelberg wurde wieder, was es in Bunsen's Glanzzeit gewesen war, eine der ersten Leuchten in der Chemie, das dortige Laboratorium ein Magnet für die Jünger der Wissenschaft in allen

Ländern. In einer Beziehung aber haben wir es in Zürich doch besser gehabt. Gerade weil hier die Zahl von Meyer's Schülern in dem alten Laboratorium viel mehr als später in Heidelberg beschränkt sein musste, konnte er, ohnehin damals um so viel frischer und unterrichtsfreudiger, sich dem Einzelnen viel mehr als in Heidelberg widmen. Teilweise wurde dies durch die von ihm herangebildeten, zum Teil von Göttingen mit hinübergenommenen Mitarbeiter ersetzt; aber von ihm selbst haben doch seine Schüler in Zürich mehr gehabt.

An äusseren Ehren fehlte es ihm nicht. Bei der Einweihung des Göttinger Laboratoriums erhielt er den Titel: Geheimer Regierungsrat, und bei seiner Berufung nach Heidelberg denjenigen eines „Geheimrats“, welcher unmittelbar hinter der Excellenz rangiert. Er wurde korrespondierendes Mitglied der Akademien in München, Berlin, Upsala und Göttingen, Ehrenmitglied verschiedener anderer Gesellschaften und Ehrendoktor der Medizin der Universität Königsberg. 1883 wurde er auswärtiges, d. h. Ehrenmitglied der Londoner chemischen Gesellschaft, deren gefeierter Gast er bei ihrem Jubiläum 1891 war. Von der Royal Society empfing er eine der grössten Ehrungen, welche die englische Wissenschaft zu vergeben hat, nämlich die Davy-Medaille. Bei seinem Tode war er Präsident der deutschen chemischen Gesellschaft.

Meyer's erste wissenschaftliche Abhandlung erschien schon 1869. Noch in Berlin beschäftigte er sich mit einer der damals brennendsten Fragen der organischen Chemie, mit der „Stellung“ in der Benzolreihe. In Stuttgart machte er die Entdeckung der bis dahin nicht für existenzfähig gehaltenen, wirklichen Nitrokörper der Fettreihe, welche zuerst seinem Namen in weiten Kreisen Klang verschaffte und die nächste Ursache seines Rufes nach Zürich war. Hier widmete er die ersten Jahre dem weiteren Ausbau des von ihm erschlossenen Gebietes. Dann fesselten ihn eine Zeitlang Aufgaben anorganischer Natur. Für seine eigenen Bedürfnisse hatte er hintereinander mehrere Methoden zur Bestimmung von Dampfdichten bei höheren als bis dahin mit bequemen Mitteln gangbaren Temperaturen ausgearbeitet, deren letzte, die Luftverdrängungsmethode, zu einem der wichtigsten

Werkzeuge in den Händen des Chemikers geworden ist und wohl in jedem chemischen Laboratorium der Welt ausgeübt wird. In dem Bestreben, diese Methode für immer höhere Temperaturen nutzbar zu machen, um dadurch Fragen von allgemeiner Bedeutung zu lösen, gelangte er zur Anwendung von Porzellengefässen in einer bis dahin selten versuchten Hitze, und machte 1879 die Beobachtung, dass unter diesen Umständen das aus Platinchlorür freigemachte Chlor eine weit unter der berechneten liegende Dampfdichte zeigte. Er konnte in dem entwickelten Gase Sauerstoff nachweisen, und glaubte damit die lange theoretisch für möglich gehaltene Spaltung des Chlors in ein hypothetisches „Murium“ und Sauerstoff durchgesetzt zu haben. Schreiber dieses erinnert sich lebhaft genug des ungeheuren Aufsehens, welche diese vermeintlich epochemachende Entdeckung in den hiesigen, selbst den nicht chemischen Kreisen erregte, während die weiter abseits wohnenden Fachgenossen gleich anfangs kühler darüber urteilten; ebenso lebhaft erinnert er sich der fieberhaften Thätigkeit, mit der Meyer damals in den heissen Julitagen alle seine nicht vom Amt beanspruchte Zeit, oft bis Mitternacht, am glühenden Verbrennungsofen verbrachte, um alle Zweifel zu beseitigen, alle Einwürfe wegzuräumen. Ihm selbst war es freilich beschieden, nachdem schon Crafts und F. Meier ihre Zweifel experimentell begründet hatten, seine vermeintliche Entdeckung einer Entwicklung von Sauerstoff aus Chlor zu widerlegen, sobald er das (den Sauerstoff liefernde) Porzellan durch Platingefässe ersetzt hatte, wozu ihm der Schulrat einen eigenen erheblichen Kredit bewilligte. Aber was für unsägliche Mühen kostete eben wieder dieser Nachweis! Und jener Irrtum hat der Wissenschaft grosse bleibende Errungenschaften verschafft; ihm verdanken wir den Nachweis der Spaltung der Moleküle des Broms und Jods bei sehr hohen Temperaturen in einzelne Atome, und sodann die Entwicklung der ganzen Pyrochemie zu ungeahnter Blüte, worin Meyer durch den dafür besonders begabten Carl Langer trefflich unterstützt wurde. Sie haben die Resultate ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten in einer grösseren Monographie: „Pyrochemische Untersuchungen“ (1885) niedergelegt. Aber jene glänzenden Arbeiten mussten leider, da in dem alten Chemiegebäude kein passender Raum zur Disposition stand, in einem dazu eingeräumten,

einfenstrigen Assistenten-Schlafzimmer vorgenommen werden, bei einer schon fast mehr als tropischen Temperatur, und dies hat ganz sicher zu der unmittelbar darauf auftretenden Krankheit Meyer's mächtig beigetragen.

Die Chemie der hohen Temperaturen hat ihn, mit längeren Unterbrechungen durch andere Arbeiten, immer wieder gefesselt, und bis an den Schluss seines Wirkens hat er unablässig daran gearbeitet, hier einen neuen Weg zur Erforschung fundamentaler Fragen der Naturwissenschaft zu bahnen. Was hätte sein genialer Blick und seine Experimentalkunst erst mit dem erst in jüngster Zeit ausgebildeten Rüstzeuge des elektrischen Flammenbogens erreichen können, das ihm noch nicht zu Gebote stand, aber das er mit seiner Energie ganz gewiss sich bald dienstbar gemacht hätte, wenn nicht sein Tod dazwischen getreten wäre!

In Heidelberg hat er dann noch andere wichtige anorganische Untersuchungen ausgeführt, über Dampfdichten, Schmelzpunkte, Reaktionsgeschwindigkeiten etc. Das Schwergewicht seiner Thätigkeit lag aber doch auf organischem Gebiete. Von seinen überaus zahlreichen organischen Arbeiten sind diejenigen über aliphatische Nitrokörper schon erwähnt worden; wir wollen hier nur noch seiner hervorragendsten Leistungen gedenken. Zunächst der Entdeckung der Aldoxime und Ketoxime, welche für die Charakterisierung der Aldehyde und Ketone eine ganz fundamentale Bedeutung erreicht haben, und ohne welche die Stereochemie des Stickstoffs gar nicht hätte entwickelt werden können. Zweitens der Entdeckung des Thiophens (1882) und damit der Erschliessung eines grossen neuen Kapitels der Chemie. Bei einem Kollegienversuche Meyer's war ihm die Baeyer'sche Indophenin-Reaktion, d. h. die Nachweisung von Benzol, das er durch Destillation von Benzoessäure mit Kalk dargestellt hatte, durch Blaufärbung beim Schütteln mit Isatin und konzentrierter Schwefelsäure, nicht gelungen. Statt sich mit naheliegenden Entschuldigungen darüber zu beruhigen, warum die von einem der grössten Meister der Chemie aufgestellte Reaktion dieses Mal nicht eingetreten sei, versuchte er zunächst, wie sich alle ihm zur Verfügung stehenden Proben von Benzol verhielten. Auch zu mir kam er, um alle in unserer Sammlung vorhandenen Benzolproben zu untersuchen.

Alle gaben die Indophenin-Reaktion, ausser dem damals in der Vorlesung dargestellten Benzol; aber dieses verhielt sich hartnäckig ablehnend dagegen. Zum Glücke war dieses als aus Benzoessäure dargestellt bekannt, während alle übrigen entschieden aus Steinkohlentheer stammten oder doch dieser Ursprung dafür anzunehmen war. Nun war er seiner Sache sicher, dass die Indophenin-Reaktion gar nicht vom Benzol selbst, sondern aus einer im Theerbenzol enthaltenen Verunreinigung stammen müsse. Aber was war diese Verunreinigung? Wie schwer deren Entdeckung sein musste, das wissen wir heut durch seine Untersuchungen. Es liegt an dem Umstande, dass die Thiophenverbindungen eine höchst merkwürdige „mimicry“ gegenüber den Benzolverbindungen zeigen, indem sie in ihren Siedpunkten, Schmelzpunkten und anderen physikalischen Eigenschaften, sowie in den meisten Stücken ihres chemischen Verhaltens nur ganz unbedeutend von den entsprechenden Benzolderivaten abweichen. Bald gelang es Meyer, die die Indophenin-Reaktion verursachende Verunreinigung in einem durch anhaltendes Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure zu entfernenden Körper zu fassen. Aber nun kam eine neue Schwierigkeit. Dieser neue Körper, das Thiophen, erwies sich als schwefelhaltig, während das Baeyer'sche Indophenin angeblich schwefelfrei war. Ehe Meyer es im Gegensatz zu seinem grossen Meister aussprechen wollte, dass das Indophenin schwefelhaltig sei, womit ja jenem ein schwerer (übrigens nicht von ihm persönlich verschuldeter) Irrtum nachgewiesen war, unterzog er seine ganze Arbeit einer nochmaligen strengen Prüfung. Dann erst meldete er die Sache an Baeyer, der ihm sofort eine Probe seines Indophenin einsandte, die Meyer wirklich als schwefelhaltig befand. In ganz ähnlicher Weise hatte Meyer früher einen Irrtum eines andern grossen Gelehrten gefunden. Bei seinen Dampfdichte-Untersuchungen ergab es sich, dass der berühmte H. St. Claire Deville die Dichte des Zinkdampfes um volle  $100^{\circ}$  zu hoch angegeben hatte. Ehe er etwas hierüber veröffentlichte, hat er, wie ich von ihm persönlich weiss, erst Deville von dem Sachverhalt durch privaten Briefwechsel überzeugt, und hat dann jenen, durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit bewirkten Irrtum, der ihm sehr viel unnütze Arbeit verursacht hatte, in so schonender Weise berührt, dass kein Leser darin einen Vorwurf

gegen Deville finden wird. — Das Thiophen und seine Derivate hat er dann mit seinen Schülern in Zürich und Göttingen in so gründlicher Weise durchgearbeitet, dass die darüber 1887 veröffentlichte Monographie 106 Abhandlungen aus seinem eigenen Laboratorium, nebst 40 anderweitigen umfassen konnte.

Von seinen weiteren organischen Untersuchungen erwähne ich noch die in seine Heidelberger Zeit fallende Entdeckung zweier höchst merkwürdiger neuer Körperklassen, der Jodosverbindungen und der Jodoniumbasen; ferner der Arbeit über die diorthosubstituierten Benzoesäuren; endlich seine Jahre lang geduldig fortgesetzten Arbeiten über Esterbildung.

Zum Schlusse sei eines Werkes gedacht, an dem allerdings wohl ein anderer die grössere positive Arbeit geleistet hat, das aber durch und durch mit seinem Geiste erfüllt ist, nämlich das von Meyer zusammen mit Paul Jacobson herausgegebene, noch nicht vollendete grosse Lehrbuch der Chemie (seit 1891), das, wie kaum ein anderes Buch dieser Art, natürlich abgesehen von Kekulé's monumentalem Werke, es versteht, den sprödesten Stoff geradezu anziehend zu gestalten, und dabei in Bezug auf Nachweis der Litteratur allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht.

Nun aber war es zu viel der Arbeit geworden. Am Ende jedes Semesters war er fast „zum Tode ermattet“ gewesen, hatte sich aber in den Ferien immer wieder erholt. In jüngeren Jahren suchte er seine Erfrischung hauptsächlich in den Bergen, in oft allzu anstrengenden Besteigungen, später in ruhigerer Weise durch Reisen in südliche Länder, bis zu den kanarischen Inseln; zuletzt durch, vielleicht auch wieder etwas zu übertriebenes, Radfahren. Aber dann kamen wieder im Semester neue, ohne Rücksicht auf seine Widerstandsfähigkeit unternommene Anstrengungen aller Art. Mehr als einmal scheint ihm der schreckliche Gedanke gekommen zu sein, dass seine stetsfort zunehmende, auch mit grossen körperlichen Schmerzen verbundene Nervosität einmal mit plötzlicher Umnachtung des Geistes enden könne. Am Schlusse des vorigen Sommersemesters, das wie immer eine besondere Arbeitsüberhäufung brachte, trat seine Nervosität und Schlaflosigkeit, sowie positive Schmerzen, mit noch grösserer Heftigkeit als früher ein. Wir können es verstehen, dass er daran ver-

zweifelte, je wieder das Leben in normaler Weise geniessen zu können, und dass jene trüben Gedanken in einer besonders schweren Stunde sich ihm mit unwiderstehlicher Heftigkeit aufdrängten. So geschah es, dass am frühen Morgen des 8. August das jähe Ende hereinbrach, das eine der grösst angelegten und zugleich menschlichst anziehendsten Gestalten im Reiche der deutschen Wissenschaft hingerafft hat. Sein Name aber wird in der Geschichte der Chemie dauernd mit Ruhm genannt werden.

---